

23 6 12 58

N^o 25, 271.

Wirklichkeit, Aberglaube und Sage

bei den deutschen Bergknappen der Vergangenheit.



Öffentlicher Vortrag

gehalten

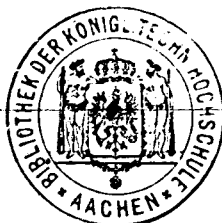
in der Aula

der Königl. technischen Hochschule zu Aachen

Gegeben und gehalten am 2. März 1890.

von

W. Schulz.



Freiberg i/Sachsen.

Cray & Gerlach (Joh. Stettner)

1890.

~~~~~  
**Druck von Jos. La Ruelle in Aachen.**  
~~~~~

Die civilisirte Welt steht unter dem Zeichen des Bergmanns! Aus dem Dunkel seiner Grube ist er plötzlich an das Tageslicht des allgemeinen Interesses getreten; was er thut oder zu thun beabsichtigt, erfüllt alle Gemüther; das Wort „Strike“ ist in jedermanns Munde.

Da erscheint es nun wohl nicht ganz unzeitgemäß, ein Bild des deutschen Bergknappen zu entwerfen, wie es uns aus alten Zeiten überliefert worden ist, ein Bild, das manchen anregenden Vergleich böte, würde es sich nicht vorwiegend auf den Erzbergmann beziehen, denn nur der Erzbergbau ist „alt“ in Deutschland in der Beziehung, die mein Vortrag im Auge hat. Der Kohlenbergbau dagegen ist durchaus „modern“; kennt man ihn auch schon seit Jahrhunderten, so hat er doch erst seit wenigen Menschenaltern eine Bedeutung erlangt, die ihn weit über den vaterländischen Erzbergbau erhebt. Während die alten Bergknappen den Kohlenbergmann verächtlich „Kohlengräber“ nannten, der ihnen, die das blinkende Erz gewannen, durchaus nicht ebenbürtig sei, hat sich jetzt das Bild gewandt und hält sich der Kohlenbergmann dem Erzbergmann überlegen; und dennoch ist jener bei diesem in die Lehre gegangen. Ohne den Erzbergbau als Pfadfinder auf dem Gebiete der Bergtechnik würde die großartige Entwicklung des Kohlenbergbaues nicht möglich gewesen sein.

Betrachten wir zunächst die äußeren Verhältnisse, unter denen der deutsche Bergknappe lebte. In ältester Zeit arbeitete er i. d. R. als sog. Eigenlehner, d. h. er trieb Bergbau in eigenem Lehn und für eigene Rechnung. Man nannte ihn dann auch wohl einen Einspänner oder Einspännigen. Es kam auch vor, daß mehrere Knappen sich zusammenthaten, um als gleichberechtigte Theilnehmer die Berglehen in Ban zu nehmen oder den sog. Gesellenbau zu treiben.

Als der Bergbau mehr in Tiefe ging, der Betrieb schwieriger wurde, suchte sich der Eigenlehner dann wohl Kapitalisten, gab ihnen Theile seiner Grube ab, blieb aber in zahlreichen Fällen Arbeiter; er war also zugleich Gewerke- und Lohnempfänger. Die Natur des Bergbaues erforderte eben, um auf die Dauer zu gedeihen, eine Vereinigung mehrerer Personen. Sagt doch schon ein altes Sprüchwort:

Der Bergbau ist nicht eines Mannes Sache.

Aber auch der Druck, den die Erzkäufer auf die Eigenlehner ausübten, sowie die Verdrängung derselben aus ihrem Lehn, durch allerlei erlaubte und unerlaubte Mittel, sobald sich die Anbrüche in ihren Gruben höflich erwiesen, hatte zur Folge, daß mit der Zeit der Bergknappe mehr und mehr als Unternehmer verschwand und schließlich als Lohnarbeiter endigte.

Der Bergbau ging in frühester Zeit fast nur in Gegenden um, die fern ab lagen von den Mittelpunkten des Verkehrs. Es waren meistens einsame, unwirthliche, hoch in den Bergen gelegene Stellen, welche wegen ihres Erzreichthums die Bergknappen anlockten. Diese hatten hier nicht nur den Kampf mit den Mächten der Tiefe, sondern auch mit dem rauhen Klima zu bestehen.

Innig verwachsen war das Leben des Knappen mit dem Walde, ihm unentbehrlich wegen des zum Bergwerksbetriebe und Lebensunterhalte nothwendigen Holzes. Diese innige Gemeinschaft des Waldes mit dem Bergbau drückt auch der alte Harzer Wahlspruch aus:

Es grüne die Tanne, es wachse das Erz,
Gott schenke uns Allen ein fröhliches Herz.

In der Regel zogen die Bergleute nicht einzeln, sondern als ganze wandernde Knappschaften in die Gegenden, in denen sich neuer Berggegen geoffenbart hatte. Die Stelle, wo die Gruben eröffnet wurden, hieß dann kurzweg, „auf dem Berge“ oder die „Zeche.“ Letztere Bezeichnung rührt indessen nicht von „zechen“ her, wie zur Wahrung der Ehre des Bergmannsstandes erklärt werden muß. Allerdings behaupten alte Schriftsteller, es sei doch erwiesen, daß sich die Knappen, zumal in öden Gegenden, auch Sonn- und Feiertags auf dem Bergwerke eingefunden hätten, es

würde sich da das Trinken wohl von selbst ergeben haben und zum Gedächtniß daran sei dann das deutsche Wort „zechen“ bewahrt geblieben. Das ist aber ein Irrthum.

Erwies sich der Bergsegen in einer Gegend als nachhaltig, so entwickelten sich aus den ersten Ansiedelungen der Knappen mit der Zeit sog. Bergstädte, deren Bevölkerung anfänglich fast ausschließlich von der Bergarbeit lebte oder doch am Bergbau unmittelbar theilhaftig war. Der Andrang zu letzterem nahm dann in manchen Gegenden so überhand, daß eher Mangel an Brod als an Gold vorhanden war, ja, es brachen wohl ordentliche Hungersnöthe in Folge der völligen Vernachlässigung des Ackerbaues ein. Auf dieses Verlassen der Feldarbeit dort, wo reiche Erzfundee gemacht worden waren und den Zulauf der Bevölkerung zum Bergwerke deutet auch der alte Spruch:

Das Land die Früchte bringt,
Im Harz der Thaler klingt.

Ließ der Andrang zum Bergbau nach, so boten die Landesherren alle möglichen Mittel auf, die Knappen ans Bergwerk zu fesseln. Der Bergbau wurde eben als eine Henne angesehen, die goldene Eier legt; diese Anschauung findet in vielen alten bergmännischen Ausbentemünzen ihren Ausdruck, welche im Bilde eine Henne auf einem Berge zeigen, auch wohl mit der Unterschrift „sie wird fett, wenn sie scharrt.“ Zu den vornehmsten Mitteln der Landesherren, den Bergbau zu fördern, gehörte nun die Verleihung ausgedehnter Freiheiten an diejenigen, welche „auf dem Berge“ arbeiteten. Unter diesen sind hervorzuheben die Befreiung von Frohndiensten, die Freiheit des Zu- und Abzuges, freies Geleit, völlige Freizügigkeit, Abgaben- und Testirfreiheit, freie Jagd und Fischerei, Befreiung von Kriegsdiensten, eine eigene Gerichtsbarkeit und das Recht, Waffen zu tragen.

Zur Bergarbeit wurden nur unbescholtene Personen zugelassen und zwar sollten Einheimische den Fremden vorgezogen werden. Die Aufnahme als Bergknappe war fast immer mit einer Vereidigung desselben verbunden. Er mußte geloben, die Bergordnungen zu beobachten und nichts dawider zu thun; nichts zu verschweigen und zu verhehlen,

wenn er Erze angetroffen und diese weder zu versetzen noch zu verflürzen.

In manchen Gegenden war es Brauch, daß jeder, der Bergmann werden wollte, drei Vergleute zu seinen Pathe n rufen mußte. Diese hatten ihn besonders darüber zu belehren, daß er allen verschütteten Kameraden Hülfe zu leisten hätte, selbst wenn sein Haus und Hof in Feuer stünde.

Schon mit 7 Jahren kam der Knabe, welcher Bergmann werden wollte oder sollte, auf die Zeche, i. d. R. wurde er dann als sog. Klaub- oder Pochjunge bei der Aufbereitung der Erze beschäftigt, doch brauchte man ihn wohl auch um aufzupassen, daß sich das Seil oder die Kette ordentlich am Rundbaume des Haspels und am Göpelforbe aufwickelte. Aus dem Berg- oder Grubenjungen wurde nach langer Lehrzeit ein Häuer oder Berghäuer; das erstrebte Ziel, bei der Erzgewinnung beschäftigt zu werden, war damit erreicht. Wer erst in späterem Lebensalter zur Bergarbeit kam, konnte meistens nicht mehr Häuer werden, da früher großer Werth auf ein gründliches Anlernen des Bergmanns gelegt wurde.

Die Arbeit des Bergknappen in frühester Zeit ist kaum mit derjenigen zu vergleichen, welche jetzt in den Bergwerken vorkommt. Vor Erfindung des Schießpulvers hatte der Knappe nichts als das Schlägel und Eisen, die Haue, Keil und Großhäufel, um sich einen Weg zum Erz durchs feste Gestein zu bahnen. Je härter letzteres, um so anstrengender war das Arbeiten mit diesen Gezähen. Wohl wandte man Feuer an, um das Gestein mürbe zu brennen; dieses sog. Feuersetzen brachte aber viele Gefahren mit sich, wenn nicht für genügenden Abzug der Feuergase gesorgt werden konnte.

Sehr viele Mühe machte ferner, vor der Erfindung der Pumpen, auch die Hebung des Wassers. Mit der Hand mußten diejenigen Vorrichtungen Tag und Nacht ununterbrochen in Bewegung erhalten werden, welche das Wasser aus den Gruben zu schaffen hatten. Die an ihnen beschäftigten Knappen fanden, wie berichtet wird, oft nicht so viel Zeit, „daß sie selbst einen Bissen Brodes in den „Mund nehmen und damit erquicken können, sondern ihre „Weiber haben ihnen in der Arbeit das Brod in den

„Mund zuschneiden und zulangen müssen.“ Oft sind auch bei den alten Vorrichtungen zum Heben der Wasser Bergleute erschlagen und verlegt worden. Einen Begriff davon, wie schwierig früher beim Bergbau die Verhältnisse der Wasserhebung waren, gibt u. a. die Tatsache, daß in einer ungefähr 200 m tiefen tyroler Zeche nicht weniger als 600 Arbeiter täglich bei der Wasserhebung gebraucht wurden.

Auch die Arbeit des Haspelziehens war in ältester Zeit, als dieselbe noch das einzige Mittel bildete, die Erze aus dem Schachte zu schaffen, sehr schwer und z. Th. gefährlich; klagt doch schon der berühmte Bergprediger Mathejius, welcher die Bergarbeit eine „Roharbeit“ nennt „an einem schweren Haspel einen ganzen Tag stehen und viel Umschlag um einen Pfennig thun müssen und oft vom Haspelhorn erschlagen zu werden, ist je eine saure Nahrung.“

Die Arbeitszeit der alten Bergknappen, die sog. Schicht, hatte in den verschiedenen Bergbaubezirken Deutschlands und zu verschiedenen Zeiten eine sehr ungleiche Dauer. Fest steht, daß sie in ältester Zeit entschieden kürzer war als im vorigen und jetzigen Jahrhundert. Zwei Schichten hintereinander — eine sog. Doppelschicht — zu arbeiten, was der modernen so viel besprochenen Ueberschicht entspricht, wurde nur ganz ausnahmsweise bei zu geringem Verdienste erlaubt, sonst aber nicht gern gesehen, darum, wie ein alter Chronist sagt, „daß der Hauer gemeinlich in der Grube pfleget zu schlafen oder fährt langsam an und eher ab, dann sich's gebührt“; was auch noch heut zu Tage vorkommen soll.

Der Eigenlehner arbeitete, wie ihm beliebte; er war aber bergordnungsmäßig gezwungen, wenigstens einige Tage in der Woche zu arbeiten, wollte er nicht seines Bergbaurechts verlustig gehen.

Die Samstag-Schicht wurde vielfach nicht versahren, jedenfalls durfte niemand an den Vorabenden der hohen Feste arbeiten; Nachtschichten sah man nicht gern „zumal darinn viel Betrug vorgeht.“

Da die Schicht i. d. N. schon um 4 Uhr morgens anfang, so mußten die alten Knappen früh heraus. Der Beginn der Schicht wurde durch Glockenläuten angegeben und waren in den Bergstädten eigene Bergglocken vorhanden

Sie trugen mitunter sinnige Inschriften, von denen eine hier mitgetheilt sein möge:

Auf, auf, zur Grube ruf' ich euch,
Ich, die ich in der Höh steh',
So oft ihr in die Tiefe fahrt,
So denket in die Höh'.

Das Glockenläuten begann meistens schon eine Stunde vor dem Anfang der Schicht, damit sich, wie es in den alten Bergordnungen heißt, die Bergleute danach richten und desto „weniger ihre Versäumlichkeit zu entschuldigen haben.“ Wo es keine Bergglocken gab, riefen sog. Stundenausrufer die Schichten laut auf dem Berge aus. Das Ende der Schicht wurde dort, wo man in der Grube keine Sanduhren hatte oder das Grubenlicht keinen Maßstab für die Zeit abgab, entweder durch den Ton großer Glocken oder Uhren angegeben, der in die Grube drang oder die Bergleute wurden „ausgepocht“ oder „ausgeklopft“, was durch den Steiger geschah, der an die Bühne des Schachtes klopfte. Zum Vernehmen des Schlagens der Uhr oder des Tones der Glocke waren wohl sog. „Horchhäusel“ im Schachte angebracht. Da, wo in der Grube weder die Glocke noch das Auspochen von allen Arbeitsstellen zu hören war, schlugen diejenigen, welche das Auspochen des Steigers vernahmen, mit den Schlägeln ans Gestein und pflanzte sich das Signal so von Ort zu Ort fort. Nur bei sehr ausgedehnten Grubenbauen wurde die Schicht durch eigens hierzu beauftragte Leute abgerufen.

Vor dem Einfahren fand ein gemeinschaftliches Gebet statt, eine Sitte, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Früher hieß dieses gemeinsame Gebet eine Vetschicht und dauerte dieselbe z. B. am Harz eine Stunde.

Ehe es denn zur Arbeit „vor Ort“ ging, suchten sich die Knappen in der Grube ein warmes trockenes Plätzchen aus und unterhielten sich, oder, wie ein alter Bergmann sagt „sie arbeiteten mehr mit dem Munde als mit den Häuften“. Man nannte dies „Bergamt halten“ und soll dieser Brauch auch jetzt noch bestehen, wie böse Zungen behaupten. Die jungen Bergburschen besprachen die Tagesneuigkeiten i. d. R. an der sog. Hornstatt, einem in der Grube ausgehauenen Raum, in welchem der Haspel Platz

faud. Mathesius nennt daher auch die Hornstatt das Zunft-
haus der Berggesellen.

Waren die Knappen in der Grube, so wurde ihnen
„nachgefahren“ oder „nachgestochen“, d. h. Beamte sahen
nach, ob jeder bei der Arbeit war. Trafen sie den Hauer
nicht vor Ort, so hieß es „der Hauer ist erstochen worden.“

Fand der Knappe Erz, so mußte er es den Beamten
anzeigen und durfte nicht eher davon „nachschlagen“, bevor
der Erzbruch beschäftigt worden war. Das Auffinden
reicher Erze wurde oft von der ganzen Bevölkerung gefeiert
und in den Kirchen ein Tedeum angestimmt.

Das Stehenlassen von Erz zum Nachtheil der Gewerken
war ebenso streng verboten wie das Verheimlichen, Ver-
zimmern oder Verstreichen der Anbrüche in der unredlichen
Absicht, die ersten Gewerke zum Aufgeben der Grube zu
veranlassen, damit andere dieselbe muthen können.

Auch Erze zu säen, d. h. Erze in Betten und lertiges
Gebirge zu treiben, um Leute zu reizen, mit an der Grube
zu bauen, wurde vielfach geübt.

Beim Silberbergbau ließ man die ausfahrenden Knap-
pen von sog. Silberwächtern durchsuchen; beim Goldberg-
bau in Goldkronach standen eigene „Bergfrauen“ in Dienst,
welche die Köpfe der Knappen noch in den Haaren ver-
steckten Goldförmern zu untersuchen hatten.

Daß nirgend's leichter durch Unredlichkeit Schaden an-
gerichtet werden kann, als beim Bergbau, wußten die alten
Knappen leider nur zu gut und hieß es schon in frühesten
Zeit:

Das Bergwerk will haben Verstand
Und eine getreue Hand.

Die Bergknappen arbeiteten, soweit sie nicht als Eigen-
lehner auf eigene Rechnung Bergbau trieben, im Gebinge-
oder Schichtlohn. Doch kam es auch wohl vor, daß sie als
sog. Lehnhauer oder Lehnshäfter einen Antheil am Gewinn
hatten, wenn ihnen von der Gewerkschaft die ganze Grube
oder ein Theil derselben als Unternehmer überlassen worden
war; in einem solchen Falle hatten sie auch oftmals den
Verlust mit zu tragen. Das über eine solche Lehnenschaft
abgeschlossene Vertragsverhältniß hatte häufig große Nehn-
lichkeit mit dem modernen Generalgebirge und war die Ver-

tragsform vielfach schriftlich; das betreffende Schriftstück nannte man den „Spanzettel“. Das Verdingen der Arbeit war schon in ältester Zeit üblich. Nach einer bereits aus dem Jahre 1328 stammenden Anweisung sollte das Gebinge in Sachsen in Gegenwart des Bergmeisters oder dessen Stellvertreters abgeschlossen werden, welcher darauf zu sehen hatte, daß der Gebingevertrag „klare Maße“ giebt. An manchen Orten wollte man indessen die Gebingearbeit nicht gern aufkommen lassen um die hierbei gewiß häufig unterlaufenden Betrügereien zu vermeiden und so findet sich dann wohl an manchen Orten gesetzlich festgestellt, daß dem Gebingearbeiter in keinem Falle mehr Lohn gegeben werden solle, als dem gemeinen Berghauer.

Die Auslohnung der Bergleute erfolgte in ältester Zeit noch mit Erz oder Metall, und zwar an jedem Samstage. Später sollte bergordnungsmäßig richtig und mit „gutem Gelde“ gelohnt werden. Eigenthümliche Zeiten müssen es gewesen sein, in denen in Schneeberg wegen Geldmangel die Auslohnung mit Silberfuchsen erfolgen mußte, und daß hierüber Beschwerde mit den Worten geführt wurde „die Reichen nehmen das Geld und den Armen gibt man den Silberfuchsen.“

Mangel an Geld, besonders an kleiner Münze wegen ungenügender Münzeinrichtungen, fand übrigens öfters statt und führte dies in manchen Gegenden zur Auslohnung mittels besonderer Bergwerksmarken, unter denen am Rhein die Neuwieder Bergmünze aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts bekannt ist.

Außer in Geld war es hin und wieder auch erlaubt, theilweise in Getreide, Kleidungsstücken, Unschlitt, Tabak, Kohlen und anderen Waaren auszulohnen; man nannte die Lebensbedürfnisse, welche an Stelle des Lohnes gegeben wurden „Pfennwerthe“; die Nachteile dieser Pfennwerthswirtschaft führten schon im 15. Jahrhundert zu gesetzlichen Verboten derselben, wenigstens sollte nur im Einverständniß mit den Arbeitern durch Waaren gelohnt werden. Nichtsdestoweniger scheint die Pfennwerthswirtschaft ganz verbreitet gewesen zu sein, ungeachtet aller seitens der Knappen geführten Beschwerden. Schon der alte Chronist Löhneiß klagt „daß der Armuth durch geschwinde Griffe oder Wechsel

„ihr verdientes saures Lohn entzogen und mit untüchtigem Korn oder Waaren abgewässert werde.“

Daß es nicht immer zum Schaden der Bergknappen ausschlug, wenn anderes als Geld für Lohn gegeben wurde, beweist das vor mehr als 100 Jahren erlassene Verbot des Auslohnens durch Kohlen, weil die Bergleute sich die besten Stückkohlen aussuchten und den Gewerken die schlechten und kleinsten überließen.

Vielfach bekamen die Knappen, konnten die Gewerken kein Geld aufreiben, ihren dann ohnehin schon längst karglichen Lohn sehr unregelmäßig, auch wohl nur halb; die andere Hälfte wurde „eingeborgt“ bis zu bedeutender Schuld, die sie dann in der Folge „oftmals gar nicht bezahlt erhielten“. Es kam bei so traurigen Lohnverhältnissen dann vor, daß die Knappen, wenn die halbe Schicht verfloßen war, sich zuriefen „nun, ihr Herren, ist dann wohl genug für unseren Lohn heute gearbeitet?“ und aus der Grube fuhren.

Verdienten die Knappen nicht genug, stand das Gedinge zu niedrig, so hatten die „Geschworenen“ das Recht, am Lohn zuzusetzen. Die Geschworenen waren vom Staate eingesetzte Beamte, unter deren besonderer Aufsicht der Betrieb der Bergwerke stand.

Was der Knappe durch seiner Hände Arbeit verdiente, war für gewöhnlich nicht viel. Arbeitete er als Eigenlehner oder auf Gewinn und Verlust als sog. Lehnschaffer, so schwankte das Erträgniß seiner Arbeit mitunter sehr, oft hatte er im Ueberfluß, ein anderes Mal hungerte er wieder; Kummer und Sorgen um den nächsten Tag ließen ihn dann wohl die ersehnte Nachtruhe nicht finden, hieß es doch schon in alten Zeiten „ein Armer oder ein Todter schläft viel ruhiger denn ein Bergmann.“ Des alten Bergknappen ABC fing eben, wie man auch sagte, von hinten an, nämlich mit dem Z als Zusage und mußte er es bis aufs A als Ausbeute fortbuchstabiren.

Verdiente der Knappe wegen mangelnder Erzandrücke nichts, so war er schlimmer daran als andere, in festem Lohne stehende Arbeiter. Kredit fand er meistens nicht, denn der sog. bergmännische Glaube, d. h. die Hoffnung auf Ausbeute so „als ob man schon einen Finger darauf hätte“, wie ein alter Chronist sagt, war nicht jedermanns

Ding. Die Arbeit auf einer Zeche konnte der Knappe nur nach vorheriger Kündigung verlassen; die Kündigungsfrist war i. d. R. eine vierzehntägige; nur vereinzelt kam es vor, daß die Knappen bergordnungsmäßig gezwungen waren, wenigstens ein oder ein halbes Jahr in Arbeit zu bleiben.

Bei nicht pünktlicher Lohnbezahlung hatte der Knappe meistens das Recht, die Zeche ohne weitere Umstände zu verlassen; dieses Recht nützte indessen sehr wenig, denn, besaß der Knappe keine Mittel zu wandern, so blieb er an der Scholle haften und war froh, wenn er überhaupt Arbeit fand, selbst bei geborgtem Lohn.

Verließ der Knappe die Arbeit „ohne redliche Ursache“, so sollte er auf keiner anderen Zeche mehr Arbeit erhalten. Auch verlor er in einem solchen Falle das verdiente Gedingegeld, wenn er abkehrte, bevor er das Gedinge aufgefahren hatte.

kehrte der Knappe endlich für immer von der Bergarbeit ab, wenn er „bergfertig“, d. h. zur Arbeit untuglich wurde, so empfing er und auch die Seinen Gnadenlohn aus Kassen, die den jetzigen Knappschaftskassen ähnlich waren. Von einer solchen Fürsorge, wie sie jetzt einem invalide gewordenen Bergmanne zu theil wird, ist indessen in früheren Zeiten nie die Rede gewesen.

Ueber den Charakter des alten Bergknappen, sein Familienleben, sein Verhältniß zu den Kameraden, besitzen wir leider nur sehr wenige aus eigener Anschauung geschöpfte Darstellungen. Das Wenige, was an zeitgenössischen Schilderungen vorhanden ist, gibt nur ein ungenaues Bild des intimen Lebens des Knappen. Um nicht Gefahr zu laufen, dieses Bild durch eigene Retouche seiner Ursprünglichkeit zu berauben, ziehe ich es vor, den Eindruck der alten Schilderungen unmittelbar wirken zu lassen, wenn diese auch manchmal, dem Brauch der Zeit entsprechend, etwas derb und urwüchsig sind.

Aus der Zeit des Churfürsten Friedrich des Weisen wird berichtet, daß derselbe ums Jahr 1515 den Stadtrichter der Bergstadt Schneeberg gefragt hätte, wie das Bergwerk stehe und ob auch die Bursche gehorsam und eingezogen wären. „Ja, gnädigster Herr“ sei die Antwort gewesen, „ich habe sie Goutlob fein gebändig gemacht, sie sind nicht

mehr so muthwillig“; worauf der Churfürst erwidert habe „ei, so kann das Bergwerk nicht wohl stehen. Denn wo das Bergwerk gut ist, da läßt sich das Volk nicht wohl zwingen, es lebt ruchlos und wilbe in den Tag hinein.“

Pazarus Erker schildert die Harzer Bergleute vom Rammeisberge ums Jahr 1565 als ein „armes Volk, nichts desto weniger seien sie verwegene Buben, die niemand, auch ihrer Gefährlichkeit, nicht achten. Deshalb lasse man ihnen die Woche zweimal predigen, daß sie sich in solcher Gefahr „Gott befehlen sollen; aber sie achten die Predigt gering. „Denn wenn es der Prediger versteht, daß er ein klein wenig die Predigt zu lang macht und das Thor der Stadt „aufgeht, laufen sie alle davon und lassen den Prediger „allein stehen, welches gar viel geschieht, dann muß er wohl „aufhören.“ Matthesius sagt in seiner 2. Predigt von den Bergknappen „wenn sie viel Ausbeute und gute Gedinge „haben, so brauchen sie den Durchlaß und setzen es redlich „wieder hinein, arbeitens über den Schlammgraben und „setzen es über die rohe Schicht, schleppen und demmen „bis sie das genommene Gütlein durchbringen.“

Die Harzer Bergleute des vorigen Jahrhunderts schildert uns ein Zeitgenosse ums Jahr 1762 wie folgt:

„Die Dekonomie eines Bergmanns ist gewiß sehr klein und einfältig. Von dem geringen Lohn, den er wöchentlich verdient, kann er wenig oder gar nichts ersparen. Wenn er aber auch einen reichlicheren Sold hätte, so wäre doch dadurch seine Dekonomie nicht verbessert. Denn die wenigsten unter ihnen verstehen die Kunst einer vernünftigen Sparsamkeit. Sie sind bei ihrer Armuth noch allemal Verschwender. Ein Bergmann braucht wenig zu seiner Wirtschaft und seinem Unterhalte. Einige irdene Töpfe und Teller sind sein ganzes Hausgeräth und sein Kleidervorrath besteht in einer einzigen Puffjacke. Betten kennt er nicht. Er liegt auf Stroh, deckt sich mit der Puffjacke zu und schläft, von der Tagesarbeit ermüdet, auf diesem Lager sanft und erquickend. Sein Gemüth beschwert er mit keinen Sorgen. Wenn er Sonnabend seine Löhnung bekommt, so macht er mit seiner Frau den Ueberschlag, wieviel er die Woche über für Essen, Trinken, Licht und andere unumgängliche Nothwendigkeiten auszugeben habe. Das bezahlt er der Frau

und das übrige Geld vertrinkt er mit großer Fröhlichkeit noch heute und morgen, so daß er am Montage gemeinlich so arm ist, wie die liebe Unschuld. Sonntags kocht die Frau Fleisch mit Kohl oder Erbsen oder Wurzelwerk, so viel, daß die ganze Hausgenossenschaft die Woche über genug hat. Reicht dies nicht bis zu Ende der Woche, so ist alsdann ein Stück Brod mit Harzkäse oder mit Salz des Bergmanns beste Speise." Diese geringe Kost, wozu noch eine „ungemachte“ Wassersuppe kommt, nannten die Knappen eine Vergheime. Ein alter Bergreien gedenkt ihrer in folgendem Verse:

Mein ist ein Weib, wie Gold so ächt,
Bei ihren schönen frommen Blicken
Ist labend auch Vergheime.

Von Trebra gibt aus seiner Bergmeister-Thätigkeit folgende Schilderung der Marienberger Bergleute des vorigen Jahrhunderts: sie sind „ein gutmüthiges, folgsames Völkchen, niedergebrückt durch Mühseligkeit und Mangel und „Versäumnisse seiner Vorgesetzten bis zur tiefsten Stumpfheit. Näherte man sich diesen versäumten guten Menschen „mit Traulichkeit und Würde; sorgte man für ihre Bedürfnisse väterlich; übte mit kluger Strenge Gerechtigkeit allenthalben unter ihnen und gab Gelegenheit zur Uebung in „den Geschicklichkeiten, welche der Bergbau erfordert, so „konnte man alles aus ihnen machen, was man wünsche.“

Sternberg, der berühmte Geschichtsschreiber der böhmischen Bergwerke sagt: Der Bergmann lebt vollauf, wenn der Berg lohnt — hungert, wenn er kargt, aber er verzweifelt nie. Die Beharrlichkeit beugt kein Schicksal.

Daß der Knappe nicht hauszuhalten verstand, beweist auch das im 16. Jahrhundert verbreitete Sprüchwort:

Ein Bergmann wisse seines Guts kein Ende.

Ein alter Bergreien endlich sagt von den Knappen:

Die bergmännische Weise gefällt mir sehr wol,
Wenn ein jeder lebt wie er billig soll,
Aufrichtig, gottfürtig und fleißig dabei,
Das sind die bergmännischen Tugenden frei.

Sehr gern feierten die alten Bergknappen von der Arbeit, was übrigens nicht wunder nehmen darf bei den

großen körperlichen Anstrengungen, die sie zu ertragen hatten. Schon in den ältesten Vergordnungen wird über diese Neigung zum Feiern Klage geführt, deren Folgen recht treffend in der Hurföllnischen Vergordnung vom Jahre 1666 mit den Worten geschildert werden, daß „den Vergleuten nichts „angenehmeres, als daß sie nur viele Feiertage haben mögen, „an welchen doch die wenigsten etwas Gutes thun, vielmehr „dieselben mit Schwelgen und anderem gottlosen Wesen zu- „bringen.“

Die Knappen begnügten sich indessen nicht nur mit den gesetzlichen Feiertagen, sondern ergriffen auch sonst jede Gelegenheit, von der Arbeit fern zu bleiben. Weil an solchen gefeierten Schichten meistens viel Bier getrunken wurde, so hießen sie allgemein „Bierschichten“ und gibt es kaum eine alte Vergordnung, welche nicht Strafen gegen das Abhalten der Bierschichten enthält. Da nun auch sonst viele ältere gesetzliche Bestimmungen dahin gingen, dem Biertrinken der Knappen möglichst Abbruch zu thun, so erscheint es recht auffällig, daß nach der Vergordnung für die Vergleute von Büsbach, Breininger und Brockenberg verschiedene Strafen in Bier erlegt werden mußten. So war u. a. alles Fluchen, Schwören und Schwähen auf dem Berge „unter Straf einer viertel Tonne Bier“ verboten. Es ist da wohl die Frage gerechtfertigt, wer denn eigentlich dieses Straßbier getrunken hat?

Ferner war es bei den Knappen sehr beliebt, die Hochzeiten zu ergiebigen Feiertagen auszunutzen und über die Gebühr auszudehnen oder sog. Nachhochzeiten zu halten, wie man es in den alten Vergordnungen nannte. Letztere setzten deshalb fest, daß Hochzeiten der Knappen nur Sonntags, und zwar nach dem Nachmittagsgottesdienste oder der Vesper abgehalten werden durften, an Werktagen indessen nur nach versahrener Schicht der zur Hochzeit Eingeladenen. Nachhochzeiten waren entweder gänzlich verboten oder nur dann gestattet, wenn die rechte Hochzeit auf einen Feiertag fiel.

Dem neuvermählten Knappen war am Harz der Tag nach seiner Hochzeit freigegeben und wurde ihm dieser Tag unter der Bezeichnung „Bräutigamschicht“ besonders bezahlt.

Auch „guten Montag“, einen älteren Bruder des modernen „blauen Montags“ machten die Knappen häufig,

ungeachtet dies nach manchen Bergordnungen sogar mit Gefängniß bestraft wurde.

Wenn uns aus den alten Ueberlieferungen der Bergknappe gerade nicht als Mustermensch erscheint, so war er doch genügsam und mit Wenigem zufrieden; wurde ihm aber auch dieses Wenige verkürzt, seine Freiheiten verletzt oder fühlte er sich sonst beeinträchtigt, so griff er zu demselben Mittel, das heute so modern geworden ist, zum Ausstand. Allerdings artete derselbe nicht selten in offene Empörung aus.

Es ist vielleicht, des Vergleichs mit unserer Zeit wegen, nicht ohne Interesse, diejenigen Ursachen anzuführen, welche die alten Bergknappen zu Ausständen und Empörungen veranlaßten. Es sind dies: Abbrechen am Lohn, Auslohnung mit verschiedenen ungleichwerthigen Geldsorten, die als zu lang erklärte Schichtendauer von acht Stunden, unrechtmäßige Verwendung von Knappschaftsgeldern, Unterschleife der Beamten, hohe Brodpreise, Aushebung zum Kriegsdienst und Religionsstreitigkeiten. Bei diesen Ausständen ging es genau so zu wie in der Gegenwart; die Arbeiter, welche nicht wollten, wie die Majorität, wurden bedroht, nur spielten damals die älteren, erfahreneren Häuer die Bedroher, während jetzt die Jugend diese Rolle übernommen hat.

Die Landesregierungen griffen meistens thatkräftig ein, die Ausstände und Empörungen der Knappen niederzuhalten, theils mit Gewalt, theils vermittelnd, und verdient es, in Erinnerung eines noch frisch in aller Gedächtniß erhaltenen Ereignisses jüngster Tage, wohl hervorgehoben zu werden, daß schon vor mehr als 400 Jahren zwei sächsische Fürsten Bergverständige nach Dresden beriefen, um festzustellen, „was einem jeden Arbeiter nach „seinem Verdienste und seiner Arbeit zu geben sei, „damit merklicher Schade auch für die Zukunft verhütet werde.“

Daß die Knappen den Gewerken vorzuschreiben versuchten, wen sie zur Bergarbeit anzunehmen hätten, und wen nicht, daß sie ferner aus der Fremde zugezogene Kameraden verfolgten, daß sie endlich auch schon das Boh-

cotten kannten, beweist ferner, wie wenig neu manche Handlungen der modernen Bergleute sind.

Im Kriege waren die alten Knappen erfinderisch und muthig. Die zuerst genannte Eigenschaft bewiesen sie im Minenkriege und ganz besonders bei der Belagerung von Wien durch die Türken. Es gelang ihnen hier die Stellen, wo letztere in ihren Minen arbeiteten, dadurch ausfindig zu machen, daß sie Nachts Trommeln auf die Erde setzten und horchten, wo diese sich rührten. Es könnte hiernach den deutschen Bergleuten die Erfindung des Telephons zugeschrieben werden.

Ebenso Erfreuliches, wie von der Kriegstüchtigkeit der alten Knappen, ist von ihrer Pflege der edlen Tonkunst zu melden. Es wird dies manchen, dem die eine oder andere Schilderung ihrer Lebensgewohnheiten nicht gefallen hat, wieder mit ihnen ausöhnen.

Bei Hoch und Niedrig galten in früheren Zeiten die Bergknappen als ganz besonders für die Tonkunst veranlagt; aus ihnen rekrutirten fürstliche Personen ihre Hofjäger, welche den besonderen Namen „Bergjäger“ führten. Diese mußten, wie ihre Kameraden, ansahen, waren aber durch eine besondere geschenkte Kleidung ausgezeichnet, die zu schonen ihnen aufs Dringendste anempfohlen war. Wöchentlich einmal mußten sie „exerciren“; es war ihnen, nach den Ueberlieferungen in alten Bergbüchern, strengstens aufgegeben, ohne Tanten zu jagen und sich nicht zu überschreien, auch sollten sie sich ^{nur} der alten, sondern auch der neuen Bergreien und Melodiceen befleißigen.

Reich ist der Schatz der uns überlieferten Bergreien; hervorragende poetische Leistungen enthält er allerdings nicht. Meistens sind es Lieder beschaulichen Inhalts und kirchliche Weisen, doch fehlen solche nicht, aus denen die Lust an den Freuden des Lebens spricht und die zeigen, wie auch der Knappe für Frauenliebe ein empfängliches Herz besaß. So heißt es in einem Gasteiner Bergreien vom Jahre 1536:

Ich lob die zarten Jungfräulein,
In Büchten und in Ehren;
Wer wollt Ihnen doch Feind sein,
Sie thun uns're Freuden mehren.
Wo Knappen und Bauern bei einander stahn
Da lachen sie nur die Knappen an,
Die Bauern müssen das Lieben erst lernen.

Der Gesang wurde meistens mit der bergmännischen Harfe oder Cithar begleitet, die nicht immer die sanfteste Behandlung erfuhr; sagt doch ein alter Chronist, daß sie die Saiten „nicht scheuen, sondern mit dem Federkiel weidlich darauf schlagen, daß es nur allenthalben fein stark „klinget und tönt.“

Nach den gegebenen Schilderungen folgt nun wohl zur Genüge, daß der Knappe der Vergangenheit nicht auf Rosen gebettet war und sich seine modernen Berufsgeossen wohl kaum die „gute, alte Zeit“ zurückwünschen werden. Es hat der Dichter Novalis, der selbst Bergmann war, wohl nicht so unrecht, wenn er in seinem Heinrich von Ofterdingen über das Leben des Bergknappen sagt: Arm wird er geboren, arm geht er wieder dahin. Aber eins war es, was seinen Lebensmuth stets aufrecht erhielt, er durfte hoffen! Heißt es doch schon in der Inschrift unter einem alten hölzernen Bilde eines Bergmanns zu Schwaz in Tyrol:

„Die Hoffnung meistens den Berg thut bauen“.

Ein einziger reicher Erzanbruch linderte alle Noth, vertrieb die Sorge. Daß „durch Bergwert ein armer Mann „in 24 Stunden ohne Verletzung seines Nächsten ein sehr „reicher Fugger werden kann“ war eine sprüchwörtliche Redensart.

Was war nun natürlicher, als daß der alte Knappe stets nachgrübelte, wie sich seine Hoffnung auf einen reichen Erzanbruch am schnellsten erfüllen werde und ob es nicht Mittel und Wege gebe, sicher des Bergsegens theilhaftig zu werden. Deshalb drehte sich sein ganzes Sinnen und Trachten bei der Arbeit immer darum, wo finde ich Erz? Da er stetig wechselnde Gebilde vor seinen Augen sah, in Farbe und Glanz, in Trockenheit und Feuchtigkeith, in Härte und Milde, so erzeugte dies, verquickt mit den alten Lehren der Naturkunde, ein sonderbares Gemisch von Thatsächlichem mit Uebernatürlichem, das wir Aberglaube nennen.

Bei den alten Bergknappen stand es ganz fest, daß das Erz wachse! Daß sich eine Bergart in die andere so lange umwandle, bis sie zu edlem Metall werde. Es war durchaus die Ansicht verbreitet, in den Tiefen der Erde sei Metallfamen ausgestreut, der auf natürliche Weise, d. h. unter der Einwirkung der Sonne, des Mondes, der Sterne

und anderer Elemente ein Erz nach dem andern wachsen lasse. „Wer des Samens etliche Strich hätte, der könne „reich werden“, sagt Mathesius. Wie nun der Wein am besten wird, der auf nach Mittag gerichteten Gehängen der Berge wächst, so glaubte man, daß auch der Metallsame dort am besten aufgehe und guldnes Erz entstehe, wo das Gehänge des Gebirges gegen Mittag liege. Zum Wachsen des Erzes war es nach Ansicht der alten Knappen erforderlich, daß im Gange außer der schon vorhandenen Erde, sich noch die übrigen drei Elemente, Feuer, Wasser und Luft vorfinden und glaubten sie, das Feuer liege in Hornstein, Kies und Schwefel verborgen; Luft und Wasser fanden sich aber stets in den Klüften, Drusen und Saalbändern. Ferner seien durchaus Quecksilber und Schwefel, diese beiden, auch den Alchymisten so wichtigen Stoffe, nothwendig, damit Erz entstehe, „denn in ihnen finde man eine kalte Flüssigkeit mit einer irdischen und hitzigen Fettigkeit vermengt, weshalb Erd und Wasser in ihnen zusammenkämen und zu einem metallischen Körper vereinigt würden.“ Wie nun alles, was wachse, auch wieder vergehe, so, schloß man, müsse auch die einmal zu Erz gewordene Bergart sich wieder in einen anderen Körper, als Erz, umbilden, und es kam nun für die Bergknappen darauf an, weder zu früh noch zu spät an einer Stelle einzuschlagen, wo das Erz in der Bildung begriffen war. Trafen sie bei ihrer Arbeit einen „schönen Wismuth“, so sagten sie, „wir sind zu früh gekommen“, denn nach ihrer Ansicht hätte der Wismuth nur noch längere Zeit im sog. Bergfeuer zu stehen brauchen, um sich in gutes Silber zu verwandeln. Schlugen die Knappen in eine große Druse, die nur weiche, lockere Massen mit Spuren von Silber enthielt, oder trafen sie verwitterte Stoffe und Austerbildungen nach ihnen bekannten Erzen an, so hieß es, „wir sind zu spät gekommen.“ Sie glaubten dann, es sei gut Erz dagewesen, aber das Bergfeuer habe es verbrannt, wie sie denn die Bildungen von Drusen, Höhlungen und Klüften auf die „Ausdörrung des Berges durch die Hitze“ zurückführten.

Da nun oft das Erz plötzlich verschwand, so wußte der Knappe hierfür keine andere Erklärung, als daß dies auf übernatürlichem Wege erfolgt sei, denn mit seinen Ansichten

über die Erzbildung ließ sich dies nicht vereinigen. Das Erz sollte nun plötzlich verschwinden, wenn es von einem bösen Auge angesehen wurde, wenn die Hand eines Diebes oder Mörders von dem Erz etwas nahm oder auch nur angriff, wenn mit dem Erz in der Grube untreulich umgegangen wurde oder durch falsche Eide die rechten Besitzer des Bergwerks aus ihrem Besitztume ausgeschworen worden waren. Um die meisten dieser Ursachen fern zu halten, sahen es die alten Bergknappen gar nicht gern, wenn fremde Leute das Bergwerk besuchten und das Erz anschlügen oder angriffen.

Daß auch Träume anzeigen konnten, wo und wie Erze zu finden sei, stand bei den alten Knappen ebenfalls fest. Das vornehmste Mittel und zugleich auch das untrüglichsie, um Erzvorkommen aufzusuchen, war ihnen nun aber die Wünschelruthe. In ältester Zeit schnitt man dieselbe nur vom gewachsenen Holze ab, erst später machte man auch Ruthen aus Metall. Je nach den Erzen, welche man mit Hilfe derselben aufzusuchen beabsichtigte, bestanden sie aus Holz- oder Metallarten. Ursprünglich scheint es allerdings nur Ruthen aus Haselnußholz gegeben zu haben. Für das Schneiden der Ruthen gab es bestimmte Regeln, unter welchen diejenigen über den Zeitpunkt des Schneidens besonders wichtig waren. Auch eigenthümliche Ceremonieen, hin und wieder sogar förmliche Beschwörungen, standen beim Ruthenschneiden in Gebrauch. Sogar das Taufen der Ruthen mit bestimmten Namen war üblich.

Leider schlug die Ruthe nun nicht jedem, der sie in die Hand nahm, sondern es waren nur mit ganz besonderen geheimnißvollen Eigenschaften ausgestattete Personen, in deren Händen die Ruthen ihren Dienst leisteten. Man nannte sie Ruthengänger. Sie können mit den Medien der modernen Spiritisten verglichen werden; wie sich nicht jeder Sterbliche zu einem Medium eignet, so konnte auch nicht jeder Mensch Ruthengänger werden. Wie es nun Medien geben soll, die betrügen, so gab es auch betrügerische Ruthengänger und heißt es schon in einem Spruche aus dem 17. Jahrhundert:

Der Ruthengänger zieht durchs Feld
Und betrügt die Leut' ums Geld.

Ruthengänger, welche Erfolg hatten, waren sehr gesucht und that man alles, sie einer Grube zu erhalten. So wurde im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts in Sachsen eine Verordnung erlassen, nach der „erfahrene Ruthengänger „wohl gehalten und nicht vor staubige Dörter gelegt werden sollten, damit sie ihr Leben hoch brächten.“

Interessant ist endlich noch, was von Trebra über einen Ruthengänger berichtet, der von ihm auf den Marienberger Gruben als Steiger beschäftigt wurde. Er bestrafte denselben, weil er an Stellen, wo die Ruthe nicht schlug, auch nicht arbeiten ließ, obgleich es ihm ausdrücklich befohlen war. Nach dieser Bestrafung nun schlug die Ruthe des Steigers stets dort, wo es sein Vorgesetzter haben wollte. Moderne Psychologen werden darin einen neuen Beweis für die Theorie von der Suggestion finden.

Einen großen Einfluß auf die Ergiebigkeit eines Bergwerks hatte nun auch, nach Ansicht der alten Bergknappen, der Berggeist, auch Bergmönch, Bergmännlein, Bergkiesel, Bergteufel, von lateinisch schreibenden Chronisten Daemon metallicus genannt, der indessen nichts mit dem Rübezahl gemein hat.

Der Berggeist hielt, so zu sagen, die Spendung des Berglegens in der Hand; ihn sich gewogen zu machen, war daher das Streben aller Knappen. Wie ganz allgemein auch im Publikum der Aberglaube vom Berggeist war, dafür möge folgende, vor 200 Jahren erzählte Anekdote als Beweis dienen.

Ein Bergmann hatte einige Fremde unter Versprechung goldener Berge veranlaßt, mit ihm eine Grube zu bauen. Da von ihnen immer viel Geld zu zahlen war, aber die goldenen Berge ausblieben, so beschloßen sie nach dem Rechten zu sehen, reisten zur Grube und fragten den Bergmann, ob noch kein Erz vorhanden? „Wenn er noch $\frac{3}{4}$ Lachter weg-
arbeite, würde er Erz finden,“ erhielten sie zur Antwort „denn das Bergmännlein oder der Bergmönch habe es ihm „gesagt; wenn sie es selbst hören wollten, könnten sie ja „mit in die Grube fahren.“ In der That entschloßen sich die beherzten Zugereisten, ganz wider Vermuthen des Bergmanns, die Grubenfahrt zu unternehmen. Letzterer stellte nun heimlich einen Bergjungen in die Nähe des zu besichti-

genden Orts hin, den er anwies, auf seinen Ruf „Bergmännle, wie weit haben wir zum Gang?“ zu antworten „ $\frac{3}{4}$ Pachter“. Als nun die Fremden vor Ort erschienen und der Bergmann in ihrem Beisein rief „Bergmännle, wie weit haben wir zum Gang?“ kam als Antwort zurück „ $\frac{3}{4}$ Meilen“. „Ist also der Betrug kund worden“ meint der Erzähler.

Der Berggeist führt uns zu den Bergmännlichen Sagen, denn gerade um ihn hat sich der reichste Kranz derselben gewoben. Diejenigen, welche den Berggeist gesehen haben wollen, beschreiben ihn sehr verschieden. Nach einigen erschien er als Mönch, oft riesengroß; andere wollen ihn als Bergmann im Grubenkittel, in der Puffjacke, als Steiger, Berginspektor, Bergmeister, als riesengroßen Geschworenen, als Bergamtsbeamten mit schwarzem Hut und grünem Oberkleid, als kleines altes Männlein mit langem Barte, oder halb als Bergmann, halb als Einsiedler, gesehen haben. Oft hatte er ungeheurere Augen so groß wie „Käsenäpfe“ oder „Kutschenräder“, die sehr glänzten oder gar Feuer sprühten. Ließ er sich als Bergmann oder Bergbeamter sehen, so trug er immer ein Grubenlicht, das häufig als aus Silber bestehend, manchmal so groß wie ein Schessel, meistens mit großer hoher Flamme, beschrieben wird.

Ganz genau muß den Berggeist derjenige angesehen haben, nach dessen Aussage er „große Stulpsstiefeln, gelbe „leberne Hosen und Blechhandschuhe, an denen vorn spitze „Haken sind“ trug, so daß, wenn er einem in Zorn eine „Ohrfeige gibt, die Spuren davon ewig sichtbar bleiben.“

Aber auch Thiergestalt nimmt der Berggeist an und ist er als Roß mit langem Halse und furchtbar blickenden Augen auf der Stirn, als Maus und als großer schwarzer Vogel ohne Kopf gesehen worden. Endlich hat er sich auch als röthliche und blaue Flamme gezeigt.

Die Sage läßt uns den Berggeist als Helfer in der Noth des Knappen und als seinen Warner einerseits, als seinen Züchtiger andererseits erkennen, doch trieb er auch seine Scherze; er erschreckte die Knappen durch Aufziehen der Schützen vor den Wasserrädern und durch Anhalten der Rünste, auch verjüngte er sie wohl durch Anhauchen.

Wo ungeachtet allen Fleißes der Bergmann zu nichts kommt, da zeigt ihm der Berggeist entweder gute Erze, oder er hilft ihm bei der Arbeit, so daß der Knappe nun so viel verdienen kann, um aus seiner Armuth zu einem gewissen Wohlstande zu gelangen. In der Regel hat aber dieses hilfreiche Eingreifen in den Lebensgang des Knappen nicht dauernden Erfolg, denn der Berggeist pflegt nur Wohlthaten zu erweisen, so lange der Empfänger derselben schweigen kann, und dies scheint den Bergknappen immer recht schwer geworden zu sein.

Knappen, die in Noth waren, stellte der Berggeist wohl erst auf die Probe, bevor er ihnen half. So ließ er sie reiche Erzenbrüche finden und forderte sie auf, sich davon etwas anzueignen. Wer der Versuchung widerstand, wurde dann reichlich belohnt.

Es war nicht erforderlich, den Berggeist anzurufen, sollte er helfen, er erschien meistens von selbst, wenn es noth that. Doch mußte ihn dann der Knappe zuerst anreden oder mit „Glück auf“ begrüßen, sonst erlangte er nichts von ihm. Oft legte der Berggeist für seine Hilfe gar seltsamen Bedingungen auf; so u. a. daß er, wenn er arbeiten half, von der Löhnung genau die Hälfte des Verdienstes verlangte. blieb nun bei der Theilung eine nicht theilbare Münze übrig und hatten die guten Zeiten den Knappen so habgierig gemacht, daß er diese Münze, auch wenn sie noch so klein war, für sich allein beanspruchte, so stürzte ihn der Berggeist in den Schacht. Wie die Theilung des Lohnes so verlangte dieser auch manchmal die Theilung des Inhaltes des Brodbentels in jeder Schicht, oder das Hinlegen einer Pfennigsemmel oder eines Pfenniglichtes für die Mitharbeit.

Oft gab der Berggeist den Knappen Del oder Unschlitt von seinem Grubenlicht, sei es, daß ihnen die Lampen zu verlöschen drohten, sei es, daß sie bei der Arbeit eingeschlafen und ihre Lichter ausgegangen waren. Solche mit dem Del des Berggeistes gespeisten Grubenlichter brannten ohne neue Nahrung, denn sein Grubenlicht geht nie aus, oder es verwandelte sich das Del oder der Unschlitt wohl auch in Silber.

Bei armen Bergknappen erschien der Berggeist nicht selten als Gebatter zur Taufe und gab als Patheugeschent Schlä-

gel und Eisen, das überall, wo man mit ihm einschlug, reiche Ausbeute brachte. Den Frauen der Knappen schenkte er Gluck, der nie abnahm. Trat der Berggeist als Warner auf, so erschien er den Knappen, welchen eine Gefahr drohte, i. d. R. als Grubenbeamter, der ihnen irgend eine Nachricht brachte, die sie von ihrer Arbeit forttrieb. Oder er erscheint im Hause des Knappen und hebt warnend den Finger. Auch als blaue Flamme und als Vogel ohne Kopf zeigt uns die Sage den Berggeist als Warner. Auch weist er, drohte der Bergbau zu erliegen, den richtigen Weg zu reichen Anbrüchen und zwar als Maus, die dort verschwindet, wo Erz verborgen ist. Wer sich über ihn lustig machte oder ihn gar verleugnete, den bestrafte der erzürnte Berggeist oft mit dem Tode; auch das Fluchen und Pfeifen in der Grube konnte er nicht leiden und büßte der Uebelthäter nicht selten mit seinem Leben.

Wie der Berggeist ferner über das Wohl einer Grube wacht, indem er sie besührt, nach dem Rechten sieht, die Arbeiter kontrollirt, ob sie ihre Pflicht thun, widrigenfalls er sie straft, so läßt er auch wieder den Bergbau zum Erliegen kommen, wenn man ihn geärgert hatte. Zu den Mitteln, welche er in letzterem Falle anwandte, gehörte nicht selten, daß er als ungeheurer Mönch oder Bergmann die Häuer todt drückte, so daß keiner mehr auf solcher Grube arbeiten wollte.

Höchst eigenthümlich sind ferner die Sagen von den sog. Benedigern. Der höchste Wunsch der alten Bergknappen war, einen solchen Benediger beherbergen, ihm als Führer dienen oder sonst wie Hülfe leisten zu können; er hatte dann die Gewißheit, reich belohnt zu werden, obwohl auch hier die Belohnungen oft genug durch Neugierde und Unverständnis geschmälert wurden, oder gar verloren gingen.

Die Benediger, in den Trachten von Wandersleuten oder Zigeunern, kamen nach Deutschland stets in der Absicht, hier Reichthümer zu gewinnen. Daß ihre Heimath Venedig war, darüber sind alle Sagen einig, denn mehr als eine erzählt, wie Bergknappen und andere Leute mit ihnen dorthin gegangen sind oder sie auf ihren Wanderungen dort als alte Bekannte wiedergetroffen hätten. Alle Sagen stimmen auch

darin überein, daß die Venediger, welche bei uns bescheiden und höchst einfach auftraten, in ihrer Heimath prächtige Paläste bewohnten und das größte Wohlleben führten.

Die Venediger pflegten sich zu rühmen, daß ihnen die Schätze in Deutschland besser bekannt seien, als den Deutschen und sie sagten, daß man in manchen Gegenden oft eine Kuh mit einem Steine werfe, der Stein aber besser sei denn die Kuh.

Die Reichthümer gewannen die Venediger theils durch Arbeiten als Bergleute, theils durch Nachgraben an wenig betretenen Orten. Bevorzugt waren von ihnen die Gegenden um den Brocken, den Fichtelberg und Mouris und Gastein, im sog. Goldbergtauern. Erfuhren sie, daß schon Landsleute vor ihnen dagewesen seien, so wurden sie verdrießlich.

Zur Auffindung der Edelmetalle bedienten sich die Venediger Spiegel, die anzeigten, was im Innern der Erde, in der Vergangenheit und Zukunft verborgen war; auch Ruthen wurden von ihnen benutzt, mit denen sie nur anzuschlagen brauchten und die Erde öffnete sich. Einige Sagen berichten ferner, daß sie Flöten besaßen hätten, um durch deren Ton gewisse Schlangen hervorzulocken, die sie tödteten, brietten und aufaßen, wodurch sie dann bestimmter Zauberkräfte theilhaftig wurden.

Die Venediger wußten, wenn sie nach Deutschland kamen, genau die Stellen zu beschreiben, wo die von ihnen zu hebenden Schätze lagen und ließen sie sich an der Hand dieser Beschreibungen von Leuten, welche gute Ortskenntnisse besaßen, dann führen. Solche Ortsbeschreibungen der Venediger waren auch geschrieben vorhanden, in welscher, französischer sowie niederländischer Sprache; sie sollen hin und wieder um den Fichtelberg herum gefunden worden und im Mittelalter vielfach in den Händen von Bergleuten gewesen sein. Es wurden sogar gedruckte Führer herausgegeben nach angeblich von Venedigern herrührenden Mittheilungen. In den gedachten Ortsbeschreibungen spielen stets gewisse Zeichen eine Rolle, die aufzufinden zunächst Anleitung gegeben wird. Es sind dies in Stein gehauene Mönche, Gesichter, Hände, Ringe, Kreuze, auch Buchstaben und soll es noch bis Ende des vorigen Jahrhunderts an den Klippen des

Brodens solche von Venedigern herrührende Zeichen gegeben haben.

Die Geschenke, welche die Venediger denen, die ihnen Dienste erwiesen hatten, machten, bestanden in Gold, gelben Blumen, Kohlen und Erden aller Art; die nicht metallischen Geschenke verwandelten sich später in eitel Gold. Ein Bergmann bekam sogar einmal einen kleinen Stein von einem Venediger geschenkt, der in der Grube sein Kamerad gewesen war. „So lange er den Stein in der Tasche hatte, „brauchte er nicht zu arbeiten, sondern das Gestein lag „immer schon losgehauen vor ihm. Einmal wurde der „Kittel des Bergmanns gewaschen, dabei ging der Stein „verloren und er mußte wieder arbeiten.“

Seltener Weise verschenkten die Venediger auch zierliche aus Gold geformte Thiere, wie Hirsche, Hasen, Füchse u. dgl. m., welche überhaupt bei ihnen eine große Rolle spielen, besaßen sie doch in ihrer Heimath ganze Schränke voll solcher goldener und silberner Thierfiguren.

Hinterging man die Venediger, so kamen sie nicht wieder; besonders unangenehm empfanden sie es, wenn man ihre Spiegel wegnahm oder man ihnen nachschlich. Als einst drei, unweit des Blocksberges wohnende, Bergleute, bei denen von Zeit zu Zeit Venediger einkehrten, diesen nachschlichen und an der Stelle, wo sie gegraben hatten, nachsuchten, fanden sie ein Thiergerippe. Dies brachten sie, höchst enttäuscht, des Scherzes halber heimlich in die Wohnung des einen Kameraden, wo es sich in lauter kleine Thierfiguren aus Gold und Silber verwandelte. Es wurde aber von dieser Zeit an nie mehr ein Venediger auf dem Blocksberg gesehen und sind des letzteren Schätze, wie die Sage erzählt, so lange verschlossen, bis hundert Jahre lang kein vierbeiniges Thier denselben betritt.

Wenn hiernach nun die Schätze des Blocksberges auch für immer verloren sind, wenn sich auch keine Venediger mehr bei uns sehen lassen, so weiß der deutsche Bergknappe doch auch ohne die Hülfe Fremder und ohne Zauberei, allein unter Benutzung der modernen Wünschelruth, nämlich der Wissenschaft, noch Erze genug zu finden und wird in

unserem Vaterlande der Bergseggen nicht sobald versiegen.
Der alte Wunschspruch vom Harze:

Ihr bergigten Wälder!
Ihr erzeichen Felser!
Seid grünend und fruchtbar ihr Aerden der Welt;
Gott laß euch gebauet
Bis man einst schauet
Daß Himmel und Erde in Stücken zerfällt;

möge er in Erfüllung gehen!

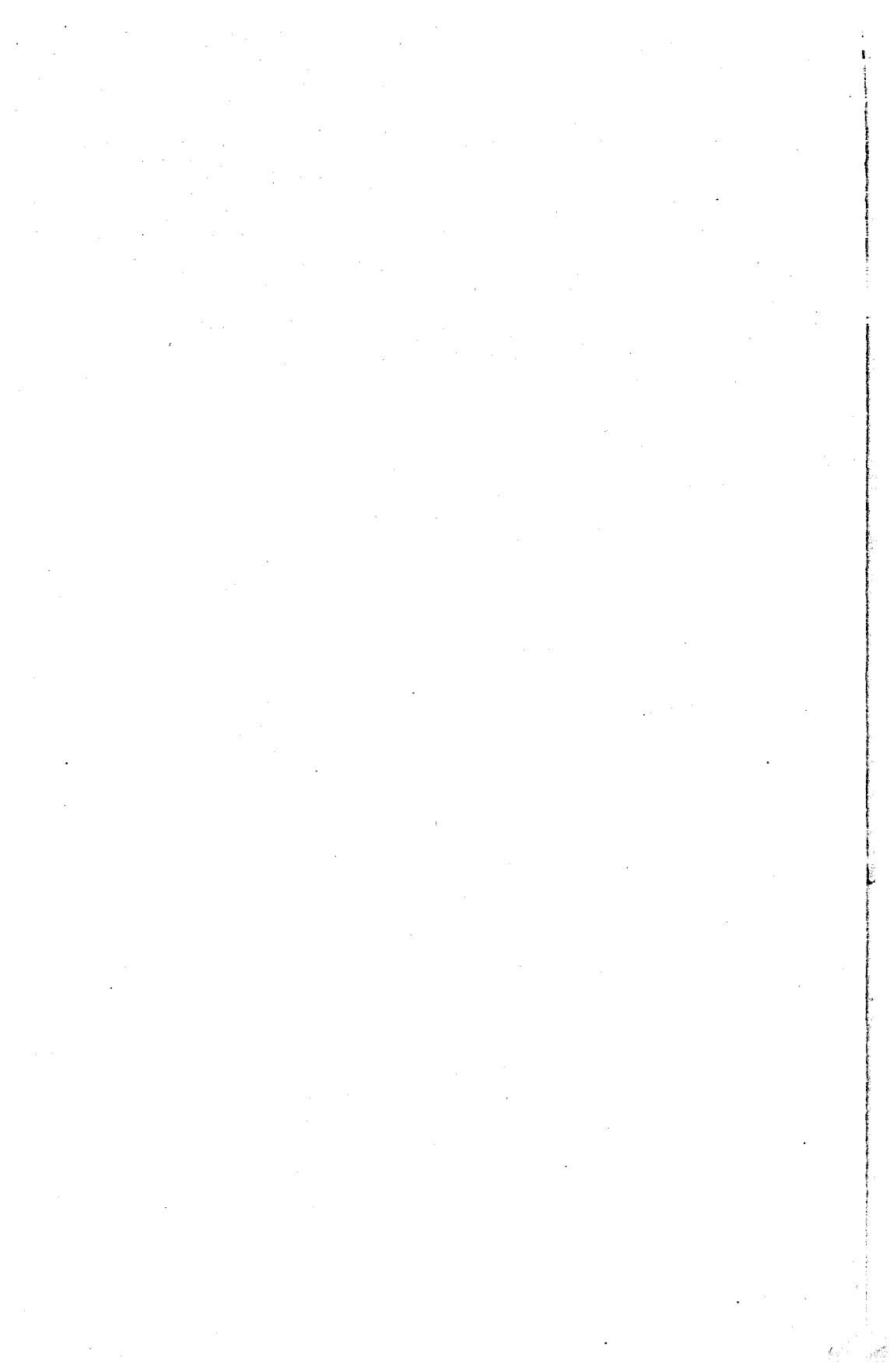


Benutzte Litteratur und Quellen.

- Abbildung aller Berg- und Hüttenbeamten etc. Nürnberg 1788.
- Achenbach, H. 1. Die deutschen Bergleute der Vergangenheit. Zeitsch. f. Bergrecht. Bd. 12. 2. Geschichte der Cleve-Märkischen Berggesetzgebung etc. Zeitsch. f. Bergrecht. Bd. 28.
- Albinus. Mehznische Berg-Chronica. Mehzen 1590.
- Becker. Geschichte des Bergbaues und des Bergrechts in dem vormaligen Nassau'schen Amte Weilmünster. Zeitsch. f. Bergrecht. Bd. 18.
- Bergordnung des Abtes Karl Ludwig, Freiherrn von Sickingen, vom 27. Juni 1747.
- Benseler, G. C. Geschichte Freibergs und seines Bergbaues. Freiberg 1853.
- Berward, Ch. Interpres phraseologiae metallurgicae etc. Frankfurt a/M. 1673.
- Behr, A. Otia metallica oder bergmännische Nebenstunden etc. Schneeberg 1748.
- Bruckmann, C. F. Magnalia dei locis subterraneis etc. Braunschweig 1727.
- Calvör, H. Historische Nachricht von der Unter- und gesammten Ober-Harzischen Bergwerke etc. Braunschweig 1765.
- Deucer, J. Metallicorum Corpus juris etc. Frankfurt a/M. 1698.
- Engel, Ch. Tractat von den metallischen Dingen. Frankfurt a/M. 1698.
- Ernst, C. Die Bergwerksmünzen. Oesterreich. Zeitsch. f. Berg- und Hüttenwesen 1885.
- Friese, F. Das Ottenhardische Bergbuch. Jahrbuch der Bergakademien Chemnitz, Leoben u. Przibram. Bd. 14.

- Gätschmann, M. F. 1. Die Lehre von den bergmännischen Gewinnungsarbeiten. Freiberg 1846. 2. Die Auf- und Untersuchung von Lagerstätten nutzbarer Mineralien. Freiberg 1856.
- Gmelin, J. F. Beiträge zur Geschichte des deutschen Bergbaues. Halle 1783.
- Haupt, Th. Bausteine zur Philosophie der Geschichte des Bergbaues. Leipzig 1865—1883.
- Jfser, M. v. Beitrag zur Geschichte des Rohrerbühler Bergbaues. Oesterreich. Zeitsch. f. Berg- und Hüttenwesen 1883.
- Jacobs, J. Johann Christian Ruberg. Ein Beitrag zur Geschichte der Goldmacherei am Harz.
- Jahrbuch des schlesischen Vereins für Berg- und Hüttenwesen. Breslau 1859.
- Kirchmaier. Institutiones metallicae. Wittenberg 1687.
- Leuthold. Die Freiburger Bergwerksverfassung im 14. Jahrhundert. Zeitsch. f. Bergrecht. Bd. 29.
- Löhneyß, G. F. Gründlicher und ausführlicher Bericht vom Bergwerke zc. Stockholm und Hamburg 1690.
- Mathesius, J. Sarepta oder Bergpostill. Nürnberg 1564.
- Melker, Chr. Historia Schneebergensis renovata. Schneeberg 1716.
- Montanus, G. Ein Büchlein vom Bergwerk zc. 1600.
- Mosch, C. F. Zur Geschichte des Bergbaues in Deutschland. Liegnitz 1829.
- Nöggerath, J. Beiträge zur Geschichte der Bergknappen. Zeitsch. f. Bergrecht. Bd. 14.
- Reher, C. Beiträge zur Geschichte des Zinnbergbaues in Böhmen und Sachsen. Oesterreich. Zeitsch. f. Berg- und Hüttenwesen 1880.
- Schell, J. Die technischen Ausdrücke und Bezeichnungen bei dem oberharzischen Gangbergbau. Zeitsch. f. Bergrecht. Bd. 25.
- Schönberg, A. v. Ausführliche Berginformation zc. Frankfurt a/M. 1698.

- Schweiger-Verchenfeld, A. v. Tauern-Gold. Münchener Allgemeine Zeitung. Januar 1890.
- Span, S. Speculum juris metallici etc. Dresden 1698.
- Sperges, J. v. Tyrolische Bergwerksgeschichte. Wien 1765.
- Steinbeck, A. 1. Geschichte des Berg- und Hüttenwesens zu Reichenstein bis zum Jahre 1740. Archiv für Bergbau und Hüttenwesen von Karsten. Bd. 15. 2. Entwurf einer Geschichte der schlesischen Bergwerksverfassung. Berlin 1827.
- Sternberg, C. Graf v. Unriffe einer Geschichte der böhmischen Bergwerke. Prag 1836.
- Treba, F. W. H. v. Bergmeister-Leben und Wirken in Marienberg. Freiberg 1818.
- Trenkle, J. B. 1. Geschichte des Bergbaues im südwestlichen Schwarzwalde (1028 bis 1869). Zeitsch. f. Bergrecht. Bd. 11. 2. Das Düsselmuter Bergweistum vom Jahre 1372. Zeitsch. f. Bergrecht. Bd. 13.
- Veith, H. Deutsches Bergwörterbuch mit Belegen. Breslau 1871.
- Wagner, Th. Corpus juris metallici recentissimi et antiquiora. Leipzig 1791.
- Wrubel, Fr. Sammlung bergmännischer Sagen. Freiberg 1888.
- Zücker, J. F. Die Naturgeschichte und Bergwerksverfassung des Ober-Harz. Berlin 1762. Die Naturgeschichte einiger Provinzen des Unterharzes etc. Berlin 1763.
-



09. DEZ. 1980 C